

(Nachdruck verboten.)

11)

Gobseck.

Von Honoré Balzac. Deutsch von Alfred Brieger.
(Schluß.)

„Gaha,“ lachte Gobseck. Es klang wie das Kreischen eines metallenen Leuchters, den man über die Marmorplatte eines Kaminsims schiebt.

Nach einer Weile wandte er sich in ruhigem Tone zu mir:

„Wollen Sie vielleicht die Gräfin glauben machen, ich wäre nicht der gesetzliche Eigentümer der Güter, die mir der verstorbene Herr Graf verkauft hat? Seit einigen Augenblicken gehört dieses Haus mir.“

Ein Keulenschlag hätte mich jetzt nicht unerwarteter und schmerzlicher getroffen. Die Gräfin bemerkte den unruhigen, fragenden Blick, den ich dem Wucherer zuwarf.

„Herr — Herr — Herr — Herr — Herr,“ rief sie, ohne ein anderes Wort hervorbringen zu können.

„Haben Sie ein Fideikommiß?“ fragte ich Gobseck.

„Möglich.“

„Sie wollen sich das Verbrechen Madames zunutze machen?“

„Nichtig.“

Die Gräfin sank sprachlos auf einen Sessel zur Seite des Bettes und weinte still vor sich hin.

Ich verließ das Zimmer.

Gobseck folgte mir. Als wir die Straße betraten, trennte ich mich von ihm. Er lief mir nach, hielt mich an, warf mir einen jener tiefgehenden Blicke zu, mit denen er die Herzen der Menschen zu ergründen pflegte, und mit seiner leisen Stimme, die jetzt einen besonders schrillen Ton annahm, sagte er:

„Du machst Dich anheischig, über mich zu Gericht zu sitzen?“

Seit jener Zeit haben wir uns nur wenig gesehen.

Gobseck hat das Palais des Grafen vermietet; er verbringt den Sommer auf den Landgütern; er spielt den großen Herrn; er legt Meierhöfe an, bessert die Mühlen aus; er errichtet Chaussees und pflanzt Bäume. Eines Tages traf ich mit ihm in einer Allee des Tuileriengartens zusammen.

„Die Gräfin führt jetzt ein geradezu heroisches Dasein,“ sagte ich ihm. „Sie hat sich ganz der Erziehung ihrer Kinder geweiht, die sie fast vollkommen zu Ende führt. Der Älteste ist ein sehr liebenswürdiger junger Mensch.“

„Möglich.“

„Meinen Sie nicht, daß Sie Ernest bei seinem Fortkommen behülflich sein sollten?“ fragte ich.

„Behülflich sein?“ rief Gobseck. „Oh nein, oh nein!

Das Unglück ist unser bester Lehrer, das Unglück wird ihn den Wert des Geldes lehren, den Wert der Männer und der Frauen. Er soll nur auf dem Meer des Pariser Lebens umherfahren — wenn er ein guter Steuermann geworden ist, so soll er auch ein Schiff zur Führung bekommen.“

Ich trennte mich von ihm, ohne auf den Sinn seiner Worte besonders zu achten.

Wenngleich Graf Restaud, dem seine Mutter eine tiefe Abneigung gegen mich einzuslößen gewußt hatte, wohl weit davon entfernt ist, mich als seinen Ratgeber anzunehmen, so habe ich doch Papa Gobseck in der vergangenen Woche aufgesucht, um ihn von der Neigung zu unterrichten, die Ernest Fräulein Kamille entgegenbringt und um ihn zu bitten, sein Amt nunmehr zu Ende zu führen, da der junge Mann demnächst das Alter der Mündigkeit erreicht.

Der alte Geldverleiher verließ schon seit langer Zeit das Bett nicht mehr. Er litt an einer Krankheit, die sein Ende herbeiführen sollte. Seinen endgültigen Bescheid auf mein Ansuchen schob er auf den Zeitpunkt hinaus, wo er sich wieder erheben und mit seinen Geschäften befassen konnte; offenbar wollte er, solange noch ein Hauch des Lebens in ihm wohnte, sich keines seiner Besitztümer entäußern; einen anderen Grund hatte seine dilatorische Antwort nicht.

Da ich ihn weit kränker fand, als er es wohl selbst glaubte, so blieb ich lange genug bei ihm, um das Fortschreiten einer Leidenschaft beobachten zu können, die das Alter allmählich in eine Art Wahn verwandelt hatte. Um niemanden in dem Hause zu haben, das er bewohnte, war er zum Alleinmieter geworden und ließ alle Zimmer leer stehen. Die Möbelstücke, die ich nun seit sechzehn Jahren schon so genau kannte, schienen fast unter Glasverschlagen aufbewahrt zu sein, denn sie sahen noch immer genau so aus wie damals. Die alte, treue Portierfrau, die inzwischen einen Invaliden geheiratet hatte, der den Wachdienst in der Loge versah, während sie zu Gobseck hinaufstieg, diese gute Frau war noch immer seine Haushälterin, seine Vertraute, die Persönlichkeit, die jeden Besuch offiziell bei ihm einführte und schließlich sogar die Stellung einer Krankenpflegerin einnahm. Trotz seines vorgerückten Schwächezustandes empfing Gobseck noch immer alle seine Kunden, er nahm die Eingänge in Empfang und er hatte den Geschäftsgang seiner Angelegenheiten derart zu vereinfachen gewußt, daß ein zeitweiliger Botengang des alten Invaliden genügte, um alles außerhalb des Hauses in bester Ordnung zu erhalten.

Als der Vertrag abgeschlossen wurde, durch den Frankreich die Republik Haiti anerkannte, wurde Gobseck infolge seiner Kenntnisse der früheren Sachlage in Santo Domingo, der Vermögensverhältnisse der Kolonisten oder deren Rechtsnachfolger, denen Entschädigungen zufallen mußten, zum Mitglied der Kommission ernannt, die die Ansprüche der betreffenden Klageführenden zu liquidieren und die von der republikanischen Regierung geleisteten Zahlungen zu verteilen hatte. Gobsecks geniale Erfindungsgabe ließ ihn unter der Firma Verbrust u. Gigonnet eine Art Agentur errichten, um die Schuldtitel der Kolonisten oder deren Rechtsnachfolger zu diskontieren, und so war er an dem Verdienste seiner Geschäftsgenossen beteiligt, ohne sein eigenes Geld vorstrecken zu müssen, insofern seine umfassende Kenntnis der Lage einen Kapitalszuschuß wohl ersetzte. Diese Agentur war eine Art von Destillierapparat, wo die Schuldverschreibungen der Unwissenden, der Ungläubigen oder solcher, deren Rechte allenfalls beanstandet werden konnten, sozusagen ausgepreßt und ausgebeutet wurden. Als Liquidator verstand es Gobseck vorzüglich, mit den Großgrundbesitzern zu unterhandeln, die, teils um ihr Eigentum zu einem höheren Zinsfuß bewerten zu lassen, teils um sich einen Vorrang und schnellere Erledigung zu verschaffen, ihm je nach ihrer Vermögenslage die verschiedenartigsten Geschenke zukommen ließen. Diese Angebinde stellten also für ihn den Abzug von solchen Geldsummen dar, die er nicht in seine Hände zu bekommen vermochte; außerdem trieb ihm seine Agentur zu niedrigen Preisen die kleinen Forderungen, die zweifelhaften und diejenigen solcher Leute zu, die eine sofortige Barzahlung — so gering sie auch sein mochte — der unsicheren Zahlungsweise der republikanischen Regierung vorgegen. Gobseck spielte also in diesem großen Unternehmen sozusagen die Rolle einer unerfülllichen Boa Constrictor. An jedem Morgen nahm er seinen Tribut in Empfang und betrachtete ihn, wie es wohl der Minister eines Nabob tut, der einen Gnadenakt unterzeichnen soll. Gobseck nahm alles: von dem Lebensmittelkörbchen des armen Teufels bis zum Pfunde Wachs der ängstlichen Leute, vom silbernen Tafelgeschirr der Reichen bis zur goldenen Tabatiere des Spekulanten. Kein Mensch wußte, was aus den Geschenken, die dem alten Wucherer zufließen, schließlich wurde. Alles strömte ihm zu — nichts kam wieder zum Vorschein.

„So wahr ich eine anständige Frau bin,“ sagte die alte Portierfrau, meine langjährige Freundin, „ich glaube er schluckt alles, ohne darum dicker zu werden, denn er ist noch immer so dürr und mager wie ein Spatz.“

Am letzten Montag nun ließ mich Gobseck durch den alten Invaliden rufen.

„Kommen Sie schnell, Herr Derville,“ sagte er, in mein Zimmer tretend, „Papa Gobseck wird bald seinen letzten Rechnungsabschluss machen. Er ist gelb geworden wie eine Zitrone und die Ungeduld nach Ihnen verzehrt ihn. Der Tod

arbeitet schon an ihm und der letzte Schludauf sitzt ihm schon in der Kehle.“

Als ich das Zimmer des Sterbenden betrat, kniete er vor dem Kamin, in dem zwar kein Feuer brannte, aber ein ungeheurer Haufen Asche lag. Gobsed hatte sich von seinem Bette dorthin geschleppt. Jetzt aber fehlte ihm die Kraft, sein Lager wieder aufzusuchen, wie auch die Stimme zu einem Hülfserufe ihm versagte.

Ich hob ihn auf und half ihm in sein Bett zurück.

„Ihnen ist kalt, lieber, alter Freund,“ sagte ich, „warum lassen Sie hier kein Feuer anzünden?“

„Mir ist nicht kalt,“ entgegnete er lebhaft, „nur kein Feuer, nur kein Feuer. Ich gehe fort von hier, mein Junge,“ setzte er hinzu, indem er mir einen Blick zuwarf, „ich gehe fort — ich weiß nicht, wohin — aber ich gehe. Ich habe mich neuerdings mit Karpologie beschäftigt,“ meinte er mit einem Fachausdruck, aus dem die volle Klarheit und Schärfe seiner Verstandeskräfte bis zum letzten Augenblick hervorging. „Ich glaubte, mein ganzes Zimmer stände voll von lebendem, blühendem Golde, und ich bin aufgestanden, um davon zu pflücken. Wohin wird all mein Hab' und Gut gehen? Der Regierung will ich es nicht überlassen. Ich habe ein Testament gemacht: Suche es mein Grotius. Die schöne Holländerin hatte eine Tochter, die ich irgendwo einmal gesehen habe — eines Abends — in der Rue Vivienne. Ich glaube, man nennt sie die Bitterrothe. Sie ist schön wie die Liebe selbst; suche sie, mein Grotius. Du bist ohnedies mein Testamentsvollstrecker, nimm Dir, was Du willst — ich so viel Du magst. Hier gibt es Gänseleberpasteten, Ballen mit Kaffee, Säcke voll Zucker und goldene Löffel ohne Zahl. Das schöne Service schenke Deiner Frau. Wer aber soll die Diamanten bekommen? Schnupfst Du Tabak, mein Junge? Ich habe Tabak die Hülle und Fülle. Verkaufe ihn nach Hamburg. Du kannst viel daran verdienen. Mit einem Worte — ich habe alles, was man sich denken kann — und ich muß es doch zurücklassen.“

Er setzte sich in seinem Bett auf. Sein Gesicht zeichnete sich deutlich auf dem Kopfkissen ab, als ob es aus hartem, schwerem Erz gewesen wäre. Er streckte seine mageren Arme und knöchigen Hände auf der Bettdecke vor und ergriff sie, als ob er sich daran festhalten wollte. Er sah hinüber zu dem Kamin, der gerade so kalt war wie sein metallisches Auge, und er starb im Vollbesitze seiner Verstandeskräfte, indem er uns dreien — dem alten Invaliden, dessen Frau und mir — wie einer jener bedachtamen, gemessenen Römer erschien, die Dethiere aus seinem Wilde „Der Tod der Kinder des Brutus“ darge stellt hat.

„Der hat, weiß Gott, eine Unberfrorenheit am Leibe, wie ein alter Infanterist, der alle Dienstkniffe kennt!“ meinte der Invalide in seiner Soldatensprache.

Wir aber klang noch immer die phantastische Aufzählung aller Reichthümer im Ohre, die der Sterbende mir kundgetan hatte. Meine Blicke, die den seinigen unwillkürlich gefolgt waren, hafteten an dem Aschenstoß, dessen übermäßige Größe mich neuerdings in Staunen versetzte. Ich nahm die Feuerzange und stieß hinein. Sie schlug auf einen Haufen Gold und Silber; offenbar die Summe seiner Einkünfte, die ihm während der Krankheit zugeflossen waren und die er in Folge seines Schwächezustandes nicht hatte verbergen oder aus Mißtrauen nicht auf die Bank schicken können.

„Laufen Sie zum Richter!“ rief ich dem alten Invaliden zu. „Die Siegel müssen hier eilig aufgelegt werden!“

Möglichst kamen mir Gobseds letzte Worte wieder ins Gedächtnis; ich dachte auch an manches, was die Portierfrau mir in letzter Zeit gesagt hatte, und so nahm ich die Schlüssel zu den im ersten und zweiten Stock gelegenen Zimmern, um einen prüfenden Blick auf diese zu werfen. In dem ersten Raume, den ich öffnete, fand ich die Erklärung für die Redensarten meines verstorbenen Freundes, die ich für völlig sinnlos gehalten hatte. Hier sah ich die letzten Folgeerscheinungen einer Habsucht, der schließlich nichts mehr geblieben war, als eine Art gänzlich unlogischen Instinktes, für dessen Existenz so mancher Geizhals der Provinz ein beweisendes Beispiel geboten hat. Neben dem Zimmer, in dem Gobsed verschieden war, standen allerhand versauzte Pasteten, eine Menge Lebensmittel aller denkbaren Sorten, ja sogar Muscheln, Schalthiere und Fische mit langen Flossen und Kiemen, deren verschiedene Verwesungsgerüche mich fast zum Ersticken brachten. Ueberall trieben Würmer und Insekten ihr Wesen. Zwischen diesen Geschenken, die erst kürzlich eingetroffen sein konnten, lagen Schachteln aller Sorten und Größen, Tee-

kisten und Kaffeeballen. Auf dem Kaminsims in einer silbernen Suppenschüssel befanden sich Ladescheine und Anfunftsbescheinigungen von Waren, die unter seinem Namen nach Havre consigniert worden waren: Baumwollenballen, Zuderfässer, Tönnchen mit Rum, Kaffee, Indigo, Tabak — ein ganzer Vazar kolonialer Erzeugnisse. Eine Unzahl von Möbelstücken stand in diesem Raum aufgehäuft, dazu Silberzeug, Lampen, Bilder, Vasen, Bücher, schöne, noch aufgerollte unneueingerahmte Stiche — ein vollständiges Karitätenkabinett. Vielleicht auch, daß diese unermeßliche Menge von Wertgegenständen sich nicht nur aus Geschenken herleitete, sondern auch aus Pfändern bestand, die ihm mangels Zahlung verblieben waren. Ich sah wappengeschmückte oder mit Monogramms versehene Schmutzetuis, schönes Tischzeug, kostbare Waffen, alles aber ohne Etiketten oder Namensbezeichnungen. Als ich ein Buch öffnete, das hierher verlegt worden zu sein schien, fand ich mehrere Tausendfrankcheine. Ich nahm mir vor, jeden Gegenstand eingehend zu prüfen, den Fußboden, die Decke, die Mauerecken genau zu untersuchen, um womöglich alles das Gold ausfindig zu machen, an dem der alte Holländer, der Rembrandts Pinsel würdig gewesen wäre, mit so leidenschaftlicher Liebe hing. Ich habe niemals — so lange mein gerichtlicher Beruf gedauert hat — in ähnlicher Form die Folgen des Geizes und der Absonderlichkeit zu sehen bekommen.

Unter einem Briefbeschwerer lag eine vollständige Korrespondenz zwischen Gobsed und jenen Händlern, denen er offenbar seine Geschenke zu verkaufen pflegte. Sei es nun, daß diese Leute Gobseds Geschicklichkeit zum Opfer gefallen waren, sei es, daß er zu hohe Preise für die Lebensmittel oder Wertgegenstände gefordert habe — jedes Geschäft war noch in der Schwebel. Seine Schwären konnte er nicht an Chebes los schlagen, weil Chebes sie nur mit 30 Prozent Verlust nehmen wollte. Gobsed feilschte wegen einer Differenz von wenigen Franken, und während des Hin und Her gingen die Waren verloren. Für das Silberzeug weigerte er sich die Lieferungskosten zu übernehmen. Beim Kaffee wollte er für mögliche Defekte keine Garantie leisten. Kurz und gut — jeder Gegenstand gab Anlaß zu endlosen Auseinandersetzungen, aus denen die ersten Symptome seiner kindischen Greisenhaftigkeit und jenes unbegreiflichen Starrsinns hervortraten, zu der alle alten Leute, bei denen eine starke Leidenschaft die Verstandeskräfte überdauert, schließlich gelangen.

Ich mußte mir dieselbe Frage vorlegen, die er sich selbst gestellt hatte:

„Was sollte aus all diesen Reichthümern werden?“ —

Nach Maßgabe der seltsamen Anhaltspunkte, die er mir über seine einzige Erbin hat zukommen lassen, bin ich jetzt gezwungen, sämtliche fragwürdigen Häuser in ganz Paris zu durchsuchen, um schließlich einem minderwertigen weiblichen Wesen ein unermeßliches Vermögen in den Schoß werfen zu können.

Vor allem aber, Vicomtesse, sollen Sie erfahren, daß der junge Graf Ernest de Restaud in Uebereinstimmung mit einer gesetzlich unantastbaren Urkunde in wenigen Tagen in den Besitz eines Vermögens gelangen wird, das ihn in die Lage versetzt, Mademoiselle Camilla zu heiraten und gleichzeitig der Gräfin Restaud, seiner Mutter, seinem Bruder und seiner Schwester eine ausreichende Summe zu überlassen.

„Mein lieber Derville,“ entgegnete die Dame des Hauses, „ich werde mir die Sache durch den Kopf gehen lassen. Der junge Ernest muß schon gewaltig reich sein, um seine Mutter für eine Familie wie die unsrige genießbar zu machen. Bedenken Sie, daß mein Sohn eines Tages Herzog von Grandlieu sein und den Besitz der beiden Grandlieuschen Linien in sich vereinigen wird. Ich möchte ihm einen Schwager nach seinem Geschmack wünschen.“

„Ich bitte sehr,“ mischte sich Graf du Borne ein, „Restaud hat doch ein rotes Feld mit silbernen Querstreifen und vier goldenen Schildern mit je einem Schwertknäuf darüber — das ist ein sehr altes Wappen!“

„Das mag schon sein,“ gab die Gräfin zu. „Camilla braucht ja auch mit ihrer Schwiegermutter nicht zu verkehren.“

„Frau von Beauseant hat die Gräfin Restaud bei sich empfangen,“ beschwichtigte der gute, alte Onkel.

„O ja!“ meinte die Vicomtesse. „Aber doch nur auf ihren Routs!“ —

IX. Internationale Kunstaussstellung in München.

II.

Die Sezession bildet eine Ausstellung für sich innerhalb des großen Ganzen. Gemälde, Plastik, Graphit ist da vertreten.

Unter den Graphikern zeichnet sich Graf durch kräftige Schwarzweißwirkung seiner Blätter aus. Auch Fehr hat einen kraftvollen, energiegelichen Kopf hier. Lustig und bunt wirkt Kirchner mit dem bekannten Blatt „Die Sorglosen“. Ein Abhang, eine Wiese, auf der eine burleske Phantasie sich austobt. Die Sonne scheint. Ein Schneider tanzt Ballett in der Sonne. Die dicke Großmutter hat ihr Bett nebst Zubehör herausrücken lassen ins Freie; ein bider Herr trägt einen Damenhut. In den Zweigen eines Baumes sitzt ein dürres Männchen und flötet. Auf dunklem Grunde, fast schattenhaft undeutlich läßt Wetter ein farbenreiches Feuerviel erscheinen, das in gelben Farben herunterrieselt auf die Stadt. Auch der „Marienplatz“ ist so phantastisch und undeutlich gezeichnet. Als Nachbildung interessant ist die „Inquisitionsszene nach Goya“ von Danse, die in phantastischem Hellbunzel gehalten ist. Damberger umreißt mit scharfen, markanten Linien einen Charakter. Die Porträts arbeitet er sicher aus Schwarz und Weiß heraus. Stern hat viel von den Japanern gelernt. In der Farbe sowohl, die er in matten, flächigen Nuancen bevorzugt. Auch in der Komposition spürt man den Einfluß. Er setzt die Figuren nicht in die Mitte, sondern rückt sie mehr an die Seite, so daß ein breiter Raum freibleibt.

Der Saal, der die Plastiken enthält, macht einen guten Eindruck. Man merkt, diese Künstler stellen sich vor neue Aufgaben. Die feine Anabenaalstudie von Wagner „Auflösung“ ist herb in den Linien. Leuchtend und lebendig ist desselben Künstlers „Herrenporträt“, das in der Behandlung der Bronze malerische Absichten verrät. Am schärfsten hebt sich Lederer heraus. Der gewaltige stiermännige Ringkämpfer „Behrouse“ wirkt zu sehr durch die Masse. Fein erscheint dagegen die zart durchgebildete Wüste von Pfikner. Elegant sieht auch der jugendliche Fächter da, der die Krönung des Breslauer Brunnens darstellt. Die kauernden Figuren, die den Unterbau tragen, sind schön und lebendig in den Massen. Auch die sitzende Figur ist frei komponiert. Man hat es mit einem Künstler zu tun, der mit Virtuosität und sicherer Eleganz seinen wechselnden Aufgaben gerecht wird. Leicht behandelt Jaedle die Flächenpartien eines Gesichts. Fein und glatt erscheint seine Technik, die oft dadurch etwas Malerisches erhält, den Charakter einer geschmackvollen Zeichnung. Alles deutet er leise nur an. Die Stirn, die Augen, den Anzug. Hudlers ernstes Können zeigt der „Dengler“. Wirsing streift ein bißchen ins Genregebiet. Sein junger „Melonenesser“ baut sich leicht und gewandt auf. Eine Bildnisbüste in Sandstein ist ebenfalls leicht gearbeitet. Eine ganze Reihe von Bildnissen schließt die Ausstellung. Wagner, Romagnoli, Wirsing liefern die besten Arbeiten auf diesem speziellen Gebiet der Porträtkunst.

Die Bildabteilung der Sezession vereinigt auch die Gäste der auswärtigen Sezessionen. Die „Schafherde“ von Looby zeichnet sich durch ruhiges, warmes Licht aus, in dem die Körper plastisch stehen. Weinahe dekorativen Wert hat die Gruppe „Im Winde“ von Eisenwerth, ein Mann und ein Mädchen auf hohem Hügel im Sturm stehend, von Mantel und Gewändern umflattert. Ueber die grauen Kleider fliegt der grüne Schleier des Mädchens. Dunkle Wolken geben einen schweren Akzent. Dyllers Interieurbilder lassen die Farben in der intimen Innenluft gedämpft untergehen. Die große Landschaft (Hügel und einen See), die Steppes „Adagio“ nennt, wirkt frei und räumlich. Sie ist in proutillistischer Manier gemalt. Mit die besten Arbeiten rühren von Janlher, der ein „Galati“ in prächtigen braunen und roten Tönen malt. Die Hunde vorn, die Reiter hinten, die Herankommen, alles ins gelbe Licht untergehender Sonne getaucht. Auch das „Heidi“ ist bewegte und lebhaft, hat kräftige Farben und gibt den Inhalt mit Verbe. Das „Wettrennen“ zeigt Jodehs, die in schnellster Bewegung vorüberfahren, ein buntes, reizvolles Bild. Ein besonderes Talent ist Kuschel, der sich an die alten deutschen Maler anlehnt, deren derbe, tiefe und satte Farben ihm zusagen. Dunkelgrün im Ton erscheint die „Kreuzabnahme“. Leicht ist die „Frühlingsidylle“. Böcklins Einfluß ist nicht zu verkennen. A. Hübner geht den Reizen der Landschaft nach, meist sucht er Städte am Wasser, dessen graue, zartblaue Atmosphäre ihn reizt, auf. Witzig und humoristisch geben sich Zumbusch und Hengeler, der eine mehr einen trüben, alten Ton, eindringlich und fest, der andere farbigere Wirkung erstrebend. Besonders tut sich noch Exter hervor. Das große dreigeteilte Bild, das den Stoff Kellers „Tanzlegenden“ entnimmt, ist reichlich bunt. Doch ist Kellersche Annuit in den hellen Farben. Auch in einem frischen, lebendigen Familienbildnis zeigt Exter entschiedene Farbigeit. Leistikow ist mit einem Partbild vertreten, helle Bäume, die sich von grüner Wiese zart abheben. Gayel liebt den Schnee, der auf den Zweigen liegt und langsam heruntertropft in den Bach, der zwischen den Stämmen hinschießt. Piepho malt sonniges Licht, das die Figuren leicht umgibt. Duffig grau malt Erudel seine Landschaften, die einen unauffälligen, natürlichen Charakter bevorzugen. Grette entnimmt seine Motive der Hamburger Gegend. Er malt den Hafen im dunstigen Abendlicht, wo die Sonne noch einmal

durchbricht, die Stadt bildet den Hintergrund in leichten, geröteten Silhouetten. Etwas gewollt erscheint Hieriberoncos Kunst. Eine „Diana“, eine „Rebea“ gibt er. Raffiniert will er die Farben zusammen bringen. Der braune Körper wirkt apart zu dem violetten Teppich. Das Geschmeide blinkt lebhaft. Neben der Diana blühen lila Blumen und buntfarbige Flamingos erscheinen im Hintergrunde. Brillant zeigt Bügel seine virtuose und sichere Kunst, die er unermüdblich übt: Schafe, Schweine im Sonnenlicht zu malen. Die „Lüneburger Heide“ im Mittagsflirren, in ruhigem, weichen Abendlicht zeigen neben den prächtigen, fühlenden Schweinen sein Können. Dambergers Porträts entnehmen dem Moment, den sie festhalten, den Charakter. Die Farbe dient nur als Unterstützung der Zeichnung. Er ist Zeichner, der das Skizzenhafte, Augenblicklich-Lebendige liebt. Zarter Reiz umkleidet die fein und sorgsam gemalten Anabenaale von Landenberger, die sich im Freien vom Wasser meist abheben. Auch ein anderes Bild „Frühling“ ist sanft und leicht im Ton, rote Blumen auf grauem Sande, leicht und duftig. Stud schwankt immer zwischen Theaterei und dekorativer Pose. Sein „Dreit“ ist eine posenhafte Theatererregung. Seine „Verwundete Amazone“, deren Körper so plastisch wirkt, hat dekorativen Wert. Die Farben lila, grün, blau, rot bevorzugt er. Eigentümlich bläulich gibt er immer die Konturen des Körpers. Er kopiert sich zu oft selbst, ohne neues überhaupt zu erstreben. Auch sein Palast, Athene auf einem griechischen Wagen, der mit vier springenden Rossen bespannt ist, ist nur eine nochmalige Wiederholung alter Motive, die gleichen Farben, die sich in der Form an römische Wandbilder anlehnen, Gold auf Blau, in leichter Stilisierung.

Habermann stellt ein Damenporträt aus, bei dem besonders die Wiedergabe des grauen Kleides und Umhanges gefällt. Kallreuth gibt in stumpfgrünen Farben ein Bildnis seiner Frau, Liebermann die silbergraue „Seilerbahn“ mit leichten Tönen im Laub der Bäume, Kuhl mehrere seiner auf einen Ton gestimmten Interieurbilder, Uebe ein dunkles Bild „Abendansicht“, eine Gesellschaft, die im Garten um einen Tisch sitzt, das Licht der Lampe bescheinigt die Gesichter, Schramm-Bittau einen prächtig lebhaften „Hühnerhof“. Helle, grüne Landschaften gibt Piepisch, Haider sieht die Natur träumerischer, seine Farbe ist tiefer, stiller, wärmer. Feingestimmte Interieurs stellen Riemeyer (Mädchen mit Rosen) und Vorchardt aus, der besonders apart ein Kleid, einen Stoff als Mittel benutzt, den Raum malerisch zu beleben.

Daß es über die Sezession hinaus noch eine Steigerung gibt, zeigt die „Scholle“, in der wir die letzte, neueste Phase der Münchener Kunst sehen. Diesmal treten besonders Münzer mit einem feinen und frischen Freilichtporträt, Puz mit phantastischen, farbig sehr lebhaften Kompositionen, Exler mit dekorativen, fühlenden Entwürfen und Püttner mit flodig gemalten, intimen Bildern hervor. Auch Georgi zeigt sein Können in einer großen Landschaft, in der vorn Landarbeiter beim Essen unter einem Baume sitzen, während man aus diesem Schatten auf sonnige, helle Wiesen hinunterfieht. Die Mitglieder dieser jungen Vereinigung wenden sich mit Kraft und Frische dem Leben und der Natur zu. Sie haben eine ausgeprochene Freude an der Farbe und verfügen über ein achtbares Können, das ohne Zwang wieder zu großen, dekorativen Bildern hinstrebt.

Ein Gang durch die Säle des Auslandes zeigt, daß eigentlich nur die Schweiz sich als Land charakteristisch heraushebt. Die anderen Länder, Spanien, Frankreich, Italien, Norwegen namentlich, bieten nur die üblichen Bilder, an denen man schnell vorübergeht. Die Schweizer aber besitzen eine auffallende Frische und Bodenwüchsigkeit. Sie begnügen sich nicht mit Skizzen und Studien, mit dem Abklatsch der Natur. Ein naives Erzählentwollen drängt sie, den Gehalt eines Bildes sichtbar zu konzentrieren. So kommen sie unwillkürlich zu einer vertieften Darstellung des Gesehenen; sie werten die Natur nach ihrem Gefallen um. Zudem verfügen sie über eigene, helle Farben. Man braucht nur den Schweizer Saal zu betreten, um zu empfinden, daß man sich in einem Land mit ausgeprägtem Charakter befindet. Die Frische und Helligkeit der Farben, die das Land mit dem hellen Blau des Himmels, dem Weiß des Schnees, dem Grün des Wassers bietet, ist von den Malern eigen benutzt. So ergibt sich ein natürlicher, urwüchsigter Untergrund, aus dem die Kunst erwächst. Die Schweizer sind diesmal der Hauptanziehungspunkt der Ausstellung.

Auch Oesterreich erhält schon durch seine moderne, bewährte Ausstattung besonderen Charakter. Die Säle sind in warm und schwarz gehalten. Neben den überfeinen, forcierten Bildern, die wir da sehen, die eine überbildete Kultur zeigen, begegnen wir manchen guten Ansätzen, deren Feinheit natürlich und nicht gewollt ist. Die polnische Vereinigung „Seitla“ zeigt sogar eine auffallende Frische. Auch den Polen kommt eine natürliche Tradition zugute. Das bunte Volksleben mit der Fülle feiner Farbigeit bietet den Künstlern immer wieder Anregung.

Holland zeugt von alter Tradition. Man's feinem, dunklen, intimen Interieurbild begegnen wir da, unter denen Israels Bilder sich charakteristisch hervorheben, die in warmen, goldenen Tönen gemalt sind. Toroop mischt in dieses Ensemble moderne Töne hinein. Seine Bilder sind leicht und lebhaft, zeigen entschiedene Linienführung und lassen ahnen, daß auch hier eine neue Entwicklung einsetzt.

Kleines feuilleton.

K. Eine Theateraufführung im Irrenhaus. Die geheimnisvollen Grenzgebiete zwischen gesundem Menschenverstand und Irrsinn lassen es zu, daß man allerlei Veranstaltungen unter den Geistesgestörten arrangiert, wie sie sonst in ihren gesunden Zeiten von ihnen besucht wurden. Diese Juridvernehmung in eine frühere Zeit, die ungewohnte Atmosphäre, die Erinnerungen an ihr einstiges Leben im Licht des Verstandes auftauchen läßt, wirken auf den Gesundheitszustand der Kranken oft bessernd und heilend. So hat man denn Wälle im Irrenhaus veranstaltet und seit einiger Zeit auch Theateraufführungen von Irren vor Irren zu inszenieren versucht. Wohl der am besten gelungene unter diesen Versuchen ist eine Vorstellung der lustigen Operetten von Lecocq „Die Tochter der Madame Angot“, die vor einigen Tagen in dem großen Pariser Irrenhaus zu Saint-Anne, das fast 1500 Unglückliche männlichen und weiblichen Geschlechts beherbergt, stattfand. Ein scharfer Beobachter hat während dieser Theateraufführung die Schauspieler auf der Bühne und das Publikum vor der Bühne in ihrem Benehmen genau verfolgt und berichtet darüber folgendermaßen: „Eine mit allen Vorrichtungen versehene Bühne war unter den Bäumen des Irrenhausgartens aufgestellt, alles nötige Zubehör befand sich am rechten Orte. Um 8 Uhr nimmt der Kapellmeister vor seinem Pulte Platz mitten unter den Musikern. Bunte Lampen sind überall angebracht und vermischen ihr farbiges und ungewisses Licht mit der blendenden Helligkeit der elektrischen Nagenlampen. In den ersten Reihen sitzt die Menge der Eingeladenen, die alle begierig sind, einem so seltenen Schauspiel beizuwohnen. Hinter ihnen, durch aufgespannte Stricke abgetrennt, sitzen die unglücklichen Bewohner dieses Hauses, sorgfältig bewacht und streng im Auge gehalten von den Wärtern in weißer Weste und den Wärterinnen in kleinen weißen Häubchen. Auf der einen Seite sind die Männer, auf der anderen die Frauen. Ueber alle diese Gesichter scheint eine große Neugierde sich zu verbreiten. Man hat natürlich nur diejenigen Kranken zugelassen, deren Wahnsinn noch nicht in einem fortgeschrittenen Stadium sich befindet. Die Tobsüchtigen und die Gefährlichsten sind in ihren Zellen eingeschlossen. Die Unglücklichen allein haben wir vor uns, bei denen das Empfinden eines geistigen Lebens noch nicht völlig abgestumpft ist und die den Wunsch haben, für einige Stunden ihre fixen Ideen und sonderbaren Vorstellungen zu vergessen. Einige entzückende, von tiefer Trauer beschattete Gesichter von jungen Frauen finden sich neben verwüsteten und zerwühlten Physiognomien. Sie sind sehr ruhig, sehr gefest, diese Halberrückten, wie eingeschüchtert unter den gebieterischen Blicken ihrer Wärter. An der Rampe der Bühne flammt das elektrische Licht auf und badet die ganze hübsch hergerichtete Szenerie in Helligkeit. Das Orchester setzt mit den ersten Takt der Musik ein. Die leichte und lustig pridelnde Musik tanzt über die andächtig laufende Zuhörerenschaft hin. Nun fangen die Künstler zu singen an und beginnen ihre Rollen zu spielen. Es ist erstaunlich, wie gewandt und geistvoll sie alle ihren Part durchführen. Alles ist vorzüglich geregelt, die Massenszenen, wie der Ball im dritten Akt und der Eintritt des Chors der Verschworenen, sind ausgezeichnet einstudiert. Die Chöre gehen in glänzender Weise mit dem Orchester zusammen und das sehr zahlreiche Personal, das in dem Stück vorkommt, läßt nichts zu wünschen übrig. Für den Beobachter ist das Schauspiel im Parterre freilich interessanter als auf der Bühne. Trotz des Halbmonds, das über dem den Kranken reservierten Teil des Zuschauerraumes ausgebreitet ist, kann man doch deutlich ihre Gesten und ihre Bewegungen beobachten. Der wohlthätige und beruhigende Einfluß der Musik macht sich in diesen unruhigsten Seelen und diesen zerrütteten Gehirnen deutlich bemerkbar. Bisweilen scheint ein Aufglänzen der Vernunft ihre groß geöffneten Augen, die so ausdruckslos vor sich hinstarren, zu beleben. Es ist nur ein jähes Aufblitzen, ein momentaner Witz, aber vielleicht kann diese schnell erlöbte Flamme eine Morgenröte in der Nacht des Wahnsinns bedeuten, der die eheliche Sonne der Vernunft nachfolgt. Der Direktor der Anstalt, Maurice Guillot, kupperte sich dahin, daß das Theater einen wichtigen Faktor in der Heilung der Geistesgestörten bilden könne und schon einige günstige Resultate gezeitigt habe. Die Zerstreuungen, die Ruhe, die relative Freiheit der Bewegung tragen dazu bei. Natürlich handelt es sich nur um leichtere Fälle des Wahnsinns; für die schwereren gäbe es keine Heilung. — Am Ende des zweiten Aktes wird die Heilerkeit allgemein, die Künstler scheinen von ihrem Erfolg wie begeistert. In diesem Augenblick nähert sich mir ein junger Mann von jovialischeren Aeußeren. „Ich bin der Souffleur“, sagt er, „Sie können sich gar nicht vorstellen, wie oft ich die Gedächtniswachen bei einzelnen der Schauspieler korrigieren muß.“ Ich merke, daß es ein Kranker ist. Er erzählt mir, daß er seit zwei Jahren in Saint-Anne festgehalten wird, obgleich er völlig gesund sei. „Das kann ich Ihnen damit beweisen“, fügt er hinzu, „daß der Direktor mich in seinem Bureau beschäftigt und die Kranken alle einschreiben läßt.“ So spricht er immer weiter. — Unter allgemeinem Beifall endet das Stück. Vor einem Büfett treffen sich Schauspieler und Geladene, Man begrüßwünscht die Künstler, die vergnügt ihr Glas Champagner auf das Wohl des Direktors leeren. Langsam schlägt die große Anstaltsuhr Mitternacht. Die Kranken ziehen sich von ihren Wärttern begleitet, in die Schlafzimmer zurück. Und bald laßt wieder ein schweres und dumpfes Schweißen über dem unheimlichen Gebäude mit den dicken Mauern.“

Aus dem Tierleben.

— **Der Schnabeligel.** Ein Vertreter der niedrigsten Säugetierordnung ist der Schnabel- oder Ameisenigel, ein wie unser Igel mit einem Stachelkleid, das ihm zum Schutze dient, bedecktes Geschöpf, aber mit langer, schnabelähnlicher Nöhrenschnauze und einer weit hervorjehenden Zunge, die rasch herausgeschmeißt, zur Erbeutung seiner Nahrung (Würmer und Insekten, hauptsächlich Ameisen) sehr geeignet erscheint. Das Merkwürdigste aber, was man früher nicht glauben wollte, ist, daß der Schnabeligel Eier legt, wie der frühere Direktor des Frankfurter Zoologischen Gartens, Dr. Wilhelm Gaade, im Jahre 1884 unwiderleglich festgestellt hat. Ähnlich wie die Beuteltiere in ganz unentwickeltem Zustande geboren werden und in der Bauchtasche des Weibchens sich erst weiter ausbilden, so kommt beim Schnabeligel der Embryo noch in der Eihülle (sozusagen als Frühgeburt) zur Welt. Das einzige jährlich gelegte Ei des Schnabeligels hat etwa 1 1/2 Zentimeter Länge und eine pergamentartige Schale; es wird von der Mutter sogleich in den sich vorübergehend für einige Monate am Bauche bildenden „Brutbeutel“ gebracht. Der Embryo wird durch die aus den zigenlosen Nährdrüsen der Mutter hervorsickernde und von der Eihülle aufgesogene Milch ernährt. Darin besteht nun allerdings, wie Matschie hervorhebt, ein wichtiger Unterschied zwischen diesem Säugetierei und einem Vogel- oder Reptilienei, in welchem der sich entwickelnde Embryo durch den Nahrungsdotter ernährt wird und von außen her nur die nötige Wärme erhält, während der Embryo des Ameisenigels die dem mütterlichen Körper entstammende Nahrungsmilch durch die Eihülle hindurch empfängt, worin er, im Gegensatz zu den übrigen Säugetieren, auch nach der Geburt noch einige Zeit eingeschlossen bleibt. Der Ameisenigel ist im Frankfurter Garten durch ein schönes, namentlich gegen Abend munteres Exemplar vertreten, das sich bei seinem aus feingeschabtem Leberfleisch, Ei, Milch und Friedrichsdorfer Zwieback zusammengesetzten Ersatzfutter recht wohl befindet. Ameisenigel sind in den letzten Jahren fast in allen größeren Tiergärten gezeigt worden, während es bis jetzt leider noch nicht gelungen wolle, auch das rechte oder Wasser-Schnabeltier lebend nach Europa zu überführen, ein noch seltsameres Geschöpf und wohl das am meisten an die niedrigeren Wirbeltierklassen erinnernde Säugetier; seine zwei Eier legt es in die Nestkammer seiner Höhle und brütet sie dort. — (Zool. Jtg.)

Notizen.

— „Ein idealer Gatte“, das vieraktige Schauspiel von Oskar Wilde, wurde vom Kleinen Theater zur Aufführung angenommen. —

— Das Trianon-Theater beginnt seine neue Spielzeit am 12. August mit dem Lustspiel „Die Rotbrücke“. —

— Soubretten-gage. Fräulein Willa Dary ist vom Kabaret „Roland von Berlin“ verpflichtet worden und erhält für ein neunmonatiges Engagement in der nächsten Saison 24 000 M. —

— Eine internationale Buchbinderkunst-Ausstellung veranstaltet der Mitteldeutsche Kunstgewerbeverein vom 15. März bis 10. April in Frankfurt a. M. —

— **Schwalbengeschwindigkeit.** Ein interessanter Versuch ist dieser Tage von einem Antwerpener gemacht worden. Er fing, so lesen wir in der „Vossischen Zeitung“, eine Schwalbe, die unter dem Dach seines Hauses nistete, malte ihr mit Farbe ein Zeichen auf die Flügel und übergab sie einem Manne, der 250 Körbe Brieftauben nach Compiègne begleitete. In Compiègne wurde die Schwalbe am nächsten Morgen um 7 Uhr 15 Minuten, genau zu derselben Zeit wie die Tauben, freigelassen und nahm, geschwind wie der Blitz, die Richtung nach Norden, während die Tauben zuerst planlos umherirrten und die Richtung nur schwer finden konnten. Um 8 Uhr 23 Minuten traf die Schwalbe in Antwerpen ein und suchte sofort ihr Nest auf. Die ersten Tauben dagegen erreichten ihren Schlag erst gegen 11 Uhr 30 Minuten. Die Schwalbe hatte die 235 Kilometer in 1 Stunde 7 Minuten zurückgelegt, also mit der kolossalen Geschwindigkeit von 3507 Meter in der Minute. Die Tauben brachten es nur auf eine Geschwindigkeit von 922 Meter in der Minute. —

— In dem Breslauer Vorort Gräbchen wurden etwa 500 vorgehichtliche Gräber mit circa 6000 Lössen und 200 Bohnengruben aufgedeckt. Die ältesten Gräber weisen ein Alter von ungefähr zweieinhalb Jahrtausenden auf. —

— **W. Zigeuner-Treibjagd.** In einem alten Jagdbuche ist zu lesen: „Geschossen 1 starker Hirsch, 5 Schmalziere, 3 grobe Säuen, 10 geringere Säuen, 2 Zigeuner, 1 Zigeunerin und 1 Kind“. — Auch die damalige Geheggebung ging barbarisch mit den Zigeunern um. Ein deutscher Mittelstaat verordnete noch anfangs des 18. Jahrhunderts bezüglich der Zigeuner, einerlei ob diese mit oder ohne Paß betroffen wurden: „Die Namentpersonen sind auf der Stelle sofort niederzuschießen, die Weiber zu peitschen und mit dem Galgenzeichen an der Stirn zu brandmarken“. — Ein preussischer Erlaß aus dem Jahre 1725 sagt: „Jeder Zigeuner und jede Zigeunerin über 18 Jahre alt, sofort abzutun“. Auch in Württemberg wurde durch eine Verordnung vom 12. Oktober 1730 das einfache Niederschießen des Zigeuner angeordnet. —